

Paul Konrad Kurz SJ

Heinrich Böll: Nicht versöhnt

An zeitkritischen Epitheta leidet dieses Zeitalter nicht Mangel. Man spricht von der „verwalteten Welt, von der „vaterlosen Gesellschaft“, der „skeptischen“ oder „angepaßten Generation“, vom Zeitalter der „Angst“, von ingenieurhafter „Machbarkeit“ der Welt und „Ratlosigkeit“ in einem Atemzug. Die Krise des Sprechens wird durch den Warenhauscharakter der Sprache verdeckt und überspielt.

Max Frisch schrieb im „Stiller“ (1954): „Wir leben in einem Zeitalter der Reproduktion. Das allermeiste in unserem persönlichen Weltbild haben wir nie mit eigenen Augen erfahren, genauer: wohl mit eigenen Augen, doch nicht an Ort und Stelle; wir sind Fernseher, Fernhörer, Fernwissner.“ Quantitativ mehren sich dem einzelnen die Daten über die Welt. Aber primäre Erfahrung von Welt scheint im gleichen Maß abzunehmen. Wahrgenommen wird nur mehr eine durch die modernen Mitteilungsapparate vermittelte, in Wort und Bild und Schlagzeilen reproduzierte Welt. Wir leben von der Dauer-Täuschung, dabei zu sein.

Humanisierung im „Zeitalter der Prostitution“

Heinrich Böll verabschiedet seinen Clown mit einer ähnlichen Direktaussage, wie sie Stiller in sein Notizheft einträgt. „Wenn unser Zeitalter einen Namen verdient“, monologisiert der Clown, „müßte es Zeitalter der Prostitution heißen. Die Leute gewöhnen sich ans Hurenvokabularium“ (dtv, 248 f.). Das ist anlässlich einer Fernsehdiskussion Sommerwilds gesagt. Die Berechnung auf Wirkung und Image, Auftritt und Kontakt als Ware, das Wort als Geschäft und Public relations management. Die körperliche Prostitution, gibt Böll zu verstehen, ist gegenüber dieser Art von Prostitution vergleichsweise harmlos. Jene ist eindeutig, diese nicht einmal eingestanden. Aber wer hätte daran nicht teil? In einer Gesellschaft, in der alles verkauft wird und verkauft werden muß – man sehe einmal daraufhin das „Börsenblatt des deutschen Buchhandels“ an, um einen Begriff von struktureller Prostitution und vom Zugzwang der Prostitution in der Darbietung geistiger Güter zu bekommen –, tritt jeder Satz, jeder öffentliche Auftritt – man sehe die Politiker an –, jedes Buch, jedes Lächeln unter der Spielregel der Ware und also mit Warencharakter an. Sellerlisten für Redner und Bücher, Politiker und Prälaten, Funk und Verlage. Wer entkommt dem obszönen Zwang anzukommen, das heißt verkaufbar zu sein, im Geschäft zu bleiben? Wenn

sich Kirchenleute prostituieren (Prälat Sommerwild), ist es allerdings am schlimmsten, weil der moralische Anspruch im schreienden Widerspruch steht.

Die Sache und den Typ der geistigen Prostitution hatte Böll schon in „Doktor Murkes gesammeltes Schweigen“ (1955) angeprangert. Massiv karikaturistisch in der Figur des prestigemächtigen Kulturschwätzers Bur-Malottke, abgestuft in der des „melancholisch aussehenden Dichters Wanderburn“ und des unbenannten Hörspielautors am Ende der Satire. Sie alle gehen mit „Kultur“, mit ihren Antworten und Fragen wie die Dirne mit ihrem Leib, mit dem Publikum wie die Dirne mit ihren Freiern um.

Bölls Thema ist das Menschsein. Nicht das „edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ der deutschen Klassik, nicht das Bildungsmenschentum des Bürgers, nicht das Programm des ehemals humanistischen Gymnasiums, nicht die angehobene Rollenhumanität der „höheren“ Schichten, nicht eine Humanität des „Menschenbilds“, nicht die Bildnisse und Abziehbildchen von Humanität, nach denen die Geschäfts- und Bildungsbeflissenen so lange fragten, nicht eine Vorzeigehumanität, nicht eine ideologische, auch nicht unter dem Vorzeichen des „hohen C“. Weil Böll für den Menschen ist, ist er kämpferischer Pazifist. Weil Böll für den Menschen ist, will er, daß die einfachen Worte gelten. Begriffe sind erlernbar, behauptbar, manipulierbar, dienen zuletzt fast immer der Herrschaft. Mit Begriffen polstern und beherrschen wir unsere tägliche Schizophrenie. Bölls Erzähler entschieden sich für die unverstellten Regungen des Herzens, für „weinen“, „erschrecken“, „lächeln“. Böll ist ein radikaler Gegner des Zweigleisigen: hie Geschäft – dort Gott, hie Öffentlichkeitsarbeit – dort privater Egoismus. Der Clown sagt von seinem ehemaligen Schulfreund Edgar Wienecken: „Er hatte keinen Glauben als den an bestimmte Menschen – die anderen glaubten ja an mehr als an die Menschen: an Gott, an abstraktes Geld, an etwas wie Staat und Deutschland“ (231). Der Clown über sich selbst: „Merkwürdigerweise mag ich die, von deren Art ich bin: die Menschen“ (239).

In den „Frankfurter Vorlesungen“ (1964/66) vertritt Böll mit Nachdruck eine „Ästhetik des Humanen und Sozialen“, d. h. „atmen“ können, „essen, lieben, lesen“, „wohnen“. Das heißt „Heimat“ nicht im Sinn einer Blubo- oder Ganghoferliteratur, sondern „Heimat, deren Name Nachbarschaft, Vertrauen einschließt, ohne daß die Urstufe der Gesellschaft, die Familie, nur zu einer feindseligen, vergifteten Festung wird“¹. An genau dieser Stelle hatte Bölls Erzählen begonnen. Er zeigte in seinen frühen Erzählungen und Romanen Orte des Wohnens, Orte des Nicht-Wohnens: Erdlöcher, Lazarette, Bahnhöfe, Kneipen, enge Zimmer, Wartesäle des Lebens, Wartesäle des Leidens und Sterbens. Böll geht in den „Frankfurter Vorlesungen“ geradezu kolumbisch „von der Voraussetzung aus, daß Sprache, Liebe, Gebundenheit den Menschen zum Menschen machen, daß sie den Menschen zu sich selbst, zu anderen, zu Gott in

¹ H. Böll, Frankfurter Vorlesungen (Köln, Berlin 1966) 29, 26, 42, 14, 100. Zum Nicht-Wohnen der Nachkriegsjahre und Situation siehe H. E. Holthusen, Der unbehauste Mensch (München 1951). Das Stichwort stand zuvor in E. Langgässers Roman „Das unauslöschliche Siegel“ (Hamburg 1946): „Meine slawische Mutter hat mir . . . ihr Unbehaustsein in jeder geistigen Heimat vererbt“ (271).

Beziehung setzen – Monolog, Dialog, Gebet“ (14). Er behauptet provozierend, „die Menschwerdung des Menschen habe wahrscheinlich noch nicht begonnen, schon gar nicht im Roman, aber wahrscheinlich hat das Christentum noch gar nicht begonnen“ (100).

Weil Böll für eine Literatur der Menschwerdung plädiert, verwahrt er sich auch gegen die neuen Geschäftemacher, die Aufklärung sagen und Geschäft meinen, die Enttabuisierung predigen und eine gelangweilte Gesellschaft im Überfluß mit Sex kitzeln. Liebe ist für Böll verschieden von Sex, Geschlechtlichkeit von Promiskuität. „Keine äußere Entfernung mehr von der Geliebten, das läßt sich alles so leicht arrangieren – kein Alibi mehr, denn es herrscht ja Einverständnis – keine innere Entfernung mehr, es gibt ja nicht Ehebruch, Sünde, Eifersucht – in solcher Gesellschaft ist die Liebe ästhetisch nicht mehr vorhanden, weil sie keine Form, keinen Widerstand mehr findet . . . Für selbstmörderisch halte ich die generelle Verspottung dessen, was man östliche Prüderie zu nennen beliebt. Ich sehe das Zeichen einer heillosen Verkehrung und Verkehrtheit nicht darin, daß es etwa im Osten Keuschheit gibt und im Westen Promiskuität, sondern in der Tatsache, daß sich die westliche Welt noch als christlich deklariert“ (Frankfurter Vorlesungen 102 f.). Ähnlich in der dritten Wuppertaler Rede (1966). „Wenn die Tabudurchbrechung in den Händen der Würstlbratereien schicke und dolle Sache geworden ist, an der die Bourgeoisie immer mehr Gefallen findet und immer mehr Geld verdient – muß die Literatur zurückgehen, . . . muß sie selbst einen Weg suchen und finden, was frei, geordnet und untröstlich, was poetisch an der Liebe ist, möglicherweise auf dem Umweg über die Keuschheit, vor den zerklüfteten Freiheiten zu retten.“

In seiner Besprechung von Solschenizyns Roman „Der erste Kreis der Hölle“ wirft Böll der westlichen Luxusgesellschaft „Schwachsinn“ vor. In einem Nebensatz weist er den „auf Optimismus getrimmten sozialistischen Realismus“ und den westlichen „nouveau roman“ in Schranken. Ein dernier cri der Literarkritik hat ja noch unlängst den „nouveau roman“ als neue Sachlichkeit und naturwissenschaftlich relativierte Objektivität, als den zeitgemäßen Roman schlechthin deklariert. Böll meldet von seiner Grundposition her Vorbehalte an, weil der nouveau roman die Welt so sehr verdinglicht und zerstückelt, das Auge so kalt macht, daß die Welt als menschliche Welt und das Auge als menschliches Auge zu kurz kommen. Hier fand im Namen des wissenschaftlichen Sehens ein Stück Enthumanisierung statt.

Vor einem monotonen Ernst hat den Schriftsteller Böll sein Humor, sein rheinischer Humor bewahrt. Zu Bölls Humanum gehört der Humor. Es sei ein „nationales Unglück der Deutschen“, sagte er in den Frankfurter Vorlesungen, daß ihre Vorstellung von Humor „von Wilhelm Busch“ bestimmt wurde, von einem „Humor der Schadenfreude, des Hämisches, des Spießigen, des Inhumanen“ (104). „Es ist der Humor der Abfälligkeit, nicht der Humor des Betroffenen, der für die Position des Satirikers charakteristisch ist“ (106). Der humane Humor wäre bei Jean Paul zu finden gewesen. Er „vernichtet nicht das einzelne“ und damit den Menschen, „sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee“ (105).

Nicht versöhnt

Eine Formel für das Werk eines Lebenden zu finden, ist nicht leicht. Fast jeder Autor stößt im Verlauf seiner Autorschaft auf einen Nenner, auf seine Formel der angeschauten und dargestellten Welt. Sie ist der kritische Kern, der produktive Grund seines Schreibens. Böll ist im „Billard“-Roman auf seine Formel gestoßen. Sie heißt „*nicht versöhnt*“. „Nicht versöhnt“ kehrt im Roman leitmotivisch wieder bei Johanna, Heinrich und Robert Fähmel, bei dem zurückgekehrten Schrella.

Nicht versöhnen konnte sich Robert mit seinem „Büffel“-Bruder Otto, auch nicht nach dessen Soldatentod. Die Kommentare zu „*nicht versöhnt*“ stehen im zehnten Kapitel des Romans. Der Kontext: die Einweihung der von den Fähmels gebauten, gesprengten und wieder aufgebauten Abtei St. Anton steht bevor. Der Abt lädt die ganze Fähmel-Familie ein. „Kanzler und Kabinett haben ihr Erscheinen zugesagt, einige ausländische Fürstlichkeiten werden dabei sein“, sagt der Abt. „Meine Festansprache wird nicht im Zeichen der Anklage stehen, sondern im Zeichen der Versöhnung, Versöhnung auch mit jenen Kräften, die in blindem Eifer unsere Heimstatt zerstört haben, keine Versöhnung allerdings mit jenen zerstörerischen Kräften, die unsere Kultur aufs neue bedrohen.“ Das ist schon wieder der neue Jargon, der die Versöhnung zur eilfertigen Farce macht. Die Sprache verrät das Denken, verrät, daß Schuld und Schein nicht erkannt sind, daß kein neuer Anfang, keine Veränderung, vielmehr Restauration stattfindet und alles beim alten bleibt.

„Ich werde nicht zur Einweihung kommen“, dachte Robert, „weil ich nicht versöhnt bin, nicht versöhnt mit den Kräften, die Ferdis Tod verschuldeten, und nicht mit denen, die Ediths Tod verschuldeten und Sankt Severin schonten; ich bin nicht versöhnt, nicht versöhnt mit mir und nicht mit dem Geist der Versöhnung, den Sie bei Ihrer Festansprache verkünden werden; es war nicht blinder Eifer, der Ihre Heimstatt zerstörte, sondern Haß, der nicht blind war und dem noch keine Reue erwachsen ist... Ich bin nicht versöhnt mit der Welt, in der eine Handbewegung und ein mißverstandenes Wort das Leben kostet.“...

„Ich werde nicht kommen, ehrwürdiger Vater“, dachte der Alte, „denn ich würde hier stehen nur als ein Denkmal meiner selbst, nicht als der, der ich bin...; ich bin nicht versöhnt mit meinem Sohn Otto, der nicht mein Sohn war, sondern nur die Hülle meines Sohnes, und mit Gebäuden, auch wenn ich sie selbst erbaute, kann ich keine Versöhnung feiern... Kanzler, Kabinett, ausländische Fürstlichkeiten und hohe kirchliche Würdenträger werden gewiß die Lücke würdig ausfüllen...“

Großvater Heinrich Fähmel denkt im inneren Dialog mit Robert auch an die eigene Schuld, „an die Lämmer, die niemand geweidet hat, auch wir nicht; feiern wir also nicht Versöhnung“. Der aus den Niederlanden in die Bundesrepublik zurückgekehrte Schrella – einer von den ehemaligen „Lämmern“ – will ebenfalls nicht versöhnt sein, weil sie hier „nur Wölfe züchten“, „weil ich keine politische Chance für dieses Land sehe“. Nicht versöhnt ist Großmutter Johanna Fähmel, die Rächlerin. Sie greift am Ende des Romans zur Pistole und erschießt M(inister), den „Mörder meines Enkels nebenan auf dem Balkon“. Der Enkel ist Joseph Fähmel. Er durchschaut das Spiel und die Sache der Versöhnung noch nicht.

Nicht versöhnt ist Hans Schnier. Nicht als Clown, weil seine Auftritte beim Publikum nur wohliges, gedankenloses Lachen hervorrufen. Nicht mit seiner Mutter, die sich mit seinem vorzeitigen Schulabgang „versöhnt“ hätte, wenn er sich bereit gefunden hätte, eine Künstlerattitüde anzunehmen (41 f.); nicht versöhnt mit seiner Mutter, die seine Schwester Henriette als Flakhelferin in den Tod schickte und jetzt dem „Kommittee zur Versöhnung rassischer Gegensätze“ vorsteht. Nicht versöhnt mit seinem Vater, der ihn entweder auf die Seite prestigeträchtiger Ehrbarkeit ziehen will – oder aber geizig ehrgeizig im Elend läßt. Nicht versöhnt mit dem „Kreis fortschrittlicher Katholiken“, den Sommerwilds, ka-ka-ka-Blothers, Kinkels, Kalicks und Fredebeuls, die sich jeweils anpassen und Gott und die Welt verharmlosen. Nicht versöhnt mit Bonn und der CDU, nicht versöhnt mit dem Bündnis von Kirche und Staat, nicht versöhnt mit der dogmatisierten und institutionalisierten Herrschaft der Kirche. Nicht versöhnt mit denen, die Marie „wieder mit der Kirche versöhnten“ (86 u. 221). Nicht versöhnt mit den Möglichkeiten der Wahl: entweder angepaßte und mitmachende Vernunft – oder gesellschaftlich ausgestoßen. „Meine Wahl“, reflektiert Hans Schnier, „war nicht ‚rouge et noir‘ (d. i. Armee oder Kirche), sondern dunkelbraun oder schwarz: Braunkohle oder Kirche“ (218). Der Preis für sein unbequemes Selbstsein heißt Vereinsamung, Ausstoßung.

Der Typ des Nicht-Arrivierten, des *Außenseiters*, *Diversanten*, *Störenfrieds* war im Werk Bölls von Anfang. Die Heimkehrer-Figuren konnten sich nicht zurechtfinden, weil sie sich nicht arrangieren konnten und wollten. Ein Innerstes fühlte sich in ihnen verletzt. In den Satiren der fünfziger Jahre, gegen die aufkommende Wohlstandsgesellschaft gerichtet, typisieren „Doktor Murke“ oder „Der Wegwerfer“ den Diversanten und Nein-Sager. Das Verbindungsglied zwischen den Heimkehrergestalten und den Außenseitern der Satire bildet die Erzählung „Die schwarzen Schafe“. Böll las sie 1951 auf der Frühjahrstagung der Gruppe 47 und erhielt dafür den Gruppenpreis. Programmatisch wird der Typ des Diversanten in der Erzählung „Entfernung von der Truppe“ (1964). „Zeit meines Lebens ist es mein Ziel gewesen, dienstuntauglich zu werden“, sagt der Ich-Erzähler. „Daß Menschwerdung dann beginnt, wenn einer sich von der jeweiligen Truppe entfernt, diese Erfahrung gebe ich hier unumwunden als Ratschlag an spätere Geschlechter.“ Ausdrücklich „Moral: Es wird dringend zu Entfernung von der Truppe geraten. Zur Fahnenflucht und Desertation wird eher zu als von ihr abgeraten.“ „Truppe“ steht hier als kaum verhüllte Chiffre für Wehrdienst, Staatsdienst, Kirchendienst, Parteiendienst, für alle Institutionen, die organisieren, einberufen, in Dienst nehmen, ausrichten. Ähnlich wie der „Clown“ zahlt der Ich-Erzähler der „Entfernung“ „keine Kirchensteuer“ und gilt deshalb als „Atheist“, „bezeichnet sich aber gern privat als ‚kommender Christ‘“. Die Verneinung ist heiterer, gelöster nochmals aufgenommen in „Ende einer Dienstfahrt“ (1966). Die idyllische Satire der „Entfernung“ wird zur schwankhaft satirischen Idylle des Happenings und versöhnenden Tribunals.

Wo vordergründig alle versöhnt waren, ist Böll – eine Generation früher als die rebellischen Studenten – nicht versöhnt. Nicht versöhnt mit dem Vergessen der Vergangenheit, nicht versöhnt mit dem Vergessen der Gegenwart. Nicht versöhnt zum Beispiel mit der politisch und publizistisch gehegten „Woche der Brüderlichkeit“, „die wir einmal im Jahr vorzeigen wie ein Motivbild während der Pilgerwoche“. „Ich nehme mich nicht aus“, sagt der Diversant Böll in Anwesenheit des Bundespräsidenten im Kölner Gürzenich, „erlaube mir nur, mich im Jahre 1970 ausdrücklich, nachdrücklich aus einem Rahmen zu entfernen, der in Anwesenheit der überkommenen Trinität Staat, Kirche, Armee eine Woche der Brüderlichkeit eröffnet.“² Diese Woche wird von den Herrschenden bestimmt, commemoriert, ausgehängt, prostituiert. Ein Aushängeschild ist kein Ersatz für nicht vorhandene Wirklichkeit.

Der programmatische Satz des mittleren Günter Grass, „mein großes Ja bildet Sätze mit kleinem nein“ („Ausgefragt“) wäre, übertragen auf Heinrich Böll, dahin abzuwandeln: „mein großes Nein bildet Sätze mit kleinem ja.“

Elegie – Satire – Idylle und die „verhaftete Welt“

Bei der Lektüre des Böllschen Werkes fiel mir immer wieder *Schillers* Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ (1795) ein. Hat nicht Böll vorab Elegien, Satiren und mehr oder minder versteckte Idyllen geschrieben? Elegien aus den Wartesälen des Sterbens, Elegien des gestörten und gehinderten Wohnens, Elegien über das nicht erreichte und ausgestoßene Leben, eine elegische Prosa des Nicht-Versöhnten. Satiren gegen die Welt in Wohlstand und Waffen, Satiren auf die Mitläufer und Heuchler des mittleren Bürgertums, Satiren gegen die „miesen Katholiken“. Und versteckt in Elegie und Satire die Idylle, Orte der Liebe, Stellen des einfachen Lebens, Küchen des Glücks, Lämpchen, Kniebänke, Litaneien der Religion.

Die Idylle steckt im mißglückten Bühnenstück „Ein Schluck Erde“ (1961/62). Sie steckt, halbwegs zwischen der Olinia-Ilona Liebe des Anfangs und „Ende einer Dienstfahrt“ im „Irishen Tagebuch“ (1957). Bölls Auffassung vom unverstellten Menschsein war prädestiniert für Irland und die irische Quasi-Idylle. Irland, ein Ort des Wohnens trotz Armut, ein Hort der Beziehung von Mensch zu Mensch. Nicht ohne die Absicht, dem bundesdeutschen Wohlstandsbürger den unverdorbenen Iren wie weiland Tacitus seinen Römern die Germanen entgegenzuhalten.

Kann man Böll durch Schiller sehen, erhellen? Der Rekurs sei erprobt. Schiller schrieb im genannten Aufsatz, einem der größten der deutschen literarischen Reflexion:

„Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die *Bewahrer* der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr sein können und schon in sich selbst den zerstörerischen Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die *Zeugen* und die *Rächer* der Natur auftreten. Sie werden entweder *Natur sein*, oder die *verlorene suchen*. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen . . . Alle Dichter werden . . . entweder zu den *naiven* oder zu den *sentimentalischen* gehören.“

² Bölls Rede in: Publik 13. 3. 1970.

Die naiven Schriftsteller sind Natur; die sentimentalischen müssen die Natur suchen. Schiller zählte Homer, Shakespeare, Goethe zu den naiven, sich selbst zu den sentimentalischen, den „modernen Dichtern, die auf dem Umweg über die Reflexion und den Intellekt zur Einheit zurückkehren mußten. „Natur“ war nicht mehr der Ausgangspunkt, sondern der Zielpunkt, nur mehr mit Hilfe der wegweisenden „Idee“ zu erreichen. Der Sache nach spürte Schiller jenes Problem, das später Hegel und der junge Marx als „Entfremdung“ beschrieben. „Natur“ bedeutete für Schiller zu dieser Zeit nicht mehr die rohe, ungeformte, sinnliche Natur. Sie war vielmehr „eine Idee des höchsten Geistes“, ein durch Geist und Moral zu gewinnender Bereich der Vollkommenheit und Identität, ein Spiegel des Göttlichen, Maßstab und Kriterium für die Kultur in ihren geschichtlichen Krisen. Schiller dachte nach heutigen Begriffen individualistisch, ästhetisch-heroisch, transzendent und statisch. Sein Bereich der „Natur“ als „Idee“ entspricht in Anspruch, Maßstäblichkeit, Ungefährtheit und Ferne bei den heute reflektierenden, nicht von Kant und einer christlichen Transzendenz her kommenden jüngeren Schriftstellern (wobei jung nicht unbedingt eine Frage des Geburtsjahrs ist) der gesellschaftspolitischen „Utopie“.

Eine dritte Möglichkeit, daß ein Schriftsteller einen „naiven“ Naturbegriff (oder einen relativ naiven Utopiebegriff), eine nämlich fast spontane und nur gering reflektierte Vorstellung von „Natur“ und Menschsein in „Natur“, und damit zugleich eine naive Vorstellung von der Diskrepanz zwischen negativer Wirklichkeit und positiver „Idee“ in sich trägt, hat Schiller nicht bedacht. Der naive Schriftsteller war für ihn eins mit der „Natur“; der sentimentalische oder intellektuelle besaß seine ästhetisch-philosophische Reflexion. Wie aber, wenn Nicht-eins-sein, wenn idealische Naivität und kritisches Anschauen auf neue, eben die dritte Weise zusammenkommen? Eben dies scheint bei Böll zuzutreffen. Und das nicht-reflektierte Zusammentreffen von idealisch-naiver Naturvorstellung und kritischer Negation negativer gesellschaftlicher Verhältnisse scheint ursächlich beteiligt zu sein an Bölls simpler Scheidung von den guten Armen und Kleinen und den bösen Reichen und Halbgroßen. „Einst waren die Mühseligen und die Beladenen auch die Erniedrigten und die Beleidigten; aber heute sind die Entlasteten und von Mühsal Freigesetzten nicht eo ipso auch schon die Aufgerichteten und die Versöhnten“³ und noch längst nicht die Wachen, Verantwortlichen, politisch Handelnden und moralisch Guten. Daß auch in vergangenen Dezennien der Kleinbürger in seinem „Mief“ ähnlich fragwürdig und mitläuferisch gelebt hat wie die arrivierteren Bürger, hat Günter Grass in seinen beiden ersten Romanen gezeigt.

Böll, sagten wir, hat bei einigem Hinsehen lauter Elegien, Satiren und Idyllen geschrieben. Und eben das ist nach Schiller die Situation und Möglichkeit des „sentimentalischen“ Dichters. „Der *elegische* Dichter“, sagt Schiller, „sucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existiert hat, wenn er sie gleich als etwas Dagewesenes und nun Verlorenes beweint.“ „*Satirisch* ist der Dichter, wenn

³ J. Habermas, in: Merkur, April 1970, 325.

er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zu seinem Gegenstand macht . . . In der Satire wird die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal als der höchsten Realität gegenübergestellt.“ Die *Idylle* zeigt die Übereinstimmung von Wirklichkeit und Ideal, den Zustand des Glücks, „der Harmonie und des Friedens“, sei es in einem frühen Arkadien (eine Projektion der „klassischen“ Ästhetik), sei es als Endpunkt der „Kultur“, als deren „letztes Ziel“. Schillers Idee der „Natur“ ist wie die zeitgenössische Idee der Utopie eine Idee der „Versöhnung“. < Versöhnung von Wirklichkeit und Geist (deren Möglichkeit z. B. von Gottfried Benn und noch mehr von den „Absurden“ radikal geleugnet wird), von negativ Faktischem und möglicher Freiheit, von Individuum und Gesellschaft. Das konkrete Problem der geschichtlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen hat Schiller nicht gesehen. Und auch Böll geht auf das Problem, auf die (nicht nur böswilligen) Konflikte der politischen und industriellen Revolution nicht ein. Schiller war „versöhnt“ mit seiner Idee. Weil Böll diese idealische Zuflucht nicht mehr gestattet ist, kann er nur „nicht versöhnt“ sein. Insofern sich aber bei Böll allenthalben die *Idylle* und der sich bescheidende und gelöste Humor einnistet, geschieht hier – gegen die aggressive Intention der Aussage – Einverständnis. Punktueller Einverständnis, gestörtes Einverständnis, Einverständnis auf Stunden, aber eben doch Einverständnis.

Böll sieht unerbittlich scharf, weil er vieles nicht sieht. Vereinfachung und Ausschnitt scheinen für ihn Bedingung der schriftstellerischen Produktion zu sein. Böll ist ein großer Vereinfacher⁴. Differenzieren, theoretische Reflexion und Analyse sind seine Sache nicht. Das zeigt sein Erzählen. Das zeigen seine literarischen Kritiken und Aufsätze. Vereinfachung kann dem Sehen und dem Nichtsehen entspringen. Nicht alle Vereinfachungen Bölls entsprangen dem Sehen. Irland scheint im Irischen Tagebuch für ihn etwas ähnliches gewesen zu sein wie für den Enzensberger der „Wölfe“ sein Griechenland, ein persönliches Erlebnis, ein Stück archaische Welt, eine Insel außerhalb der industriellen Großstadtwelt. Die Problemgeschichte Irlands, das Irland Shaws und O’Caseys, das Land, das Joyce und Beckett vertrieb, das diesen „Modernen“ gerade nicht mehr Heimat sein wollte, konnte, das Irland der klerikalen Zensur, das ein aufgeklärtes und emanzipatorisches Bewußtsein, ein Bewußtsein der Krise, auch in den fünfziger Jahren noch nicht zuließ, das den Mit-

⁴ C. Amery hat mit Recht auf den Legendencharakter Böllscher Helden aufmerksam gemacht (In Sachen Böll, 122 f.). Er sieht eine Parallele zur archetypischen Alexiustypusgestalt der Legende in Wilhelm Schmölder, der sich von der Truppe entfernt und unerkant als „Heiliger“ zwischen Fäkalienkübeln lebt, eine andere Parallele zum legendenhaften „joglère de Nostre Dame“ im Clown Hans Schnier. Die Legende ist sozusagen die katholische Form der *Idylle* und Elegie, die bekenntnishaft Darstellung der Märtyrergestalt. Das Problem der Vereinfachung bleibt. Hier wird eine relativ naiv-archaische Figur exemplarisch gegen eine verrückt komplizierte und unmoralische Zeit gesetzt. Wird damit die Auseinandersetzung und die Sache selbst nicht verkürzt? Natürlich kann sich ein einfacher und unschuldiger Mensch aus der Gesellschaft ausgliedern. Aber damit wird die Spannung Individuum – Gesellschaft einseitig gelöst. Die bedrückendere Frage heißt nicht, wie sich das Individuum zu seiner Identität und zu seinem Heil ausgliedern kann, sondern wie der einzelne in dieser Gesellschaft und in der Auseinandersetzung mit ihrer Kompliziertheit und Kompromißlichkeit Mensch werden, Mensch bleiben kann.

gläubigen liebevoll aufnimmt, aber den Andersgläubigen oder sich Ausgliedernden abweist, das Irland, das nur mit sich selbst spricht, das Land der mangelnden Initiative gegenüber der nach dem zweiten Weltkrieg fälligen Industrialisierung, das patriarchalische und geistig autoritäre Irland mit seinem dogmatischen, nationalen und magisch-mythischen Katholizismus hat Böll offenbar nicht gesehen (der dies anmerkt, hat 1950–53 in Irland gelebt). Bedenkt man Bölls Tendenz zum einfachen Leben, so ist es kein Zufall, daß er J. D. Salinger übersetzte. Auch Salinger ist, mit geradezu mystischem Stachel, auf der Suche nach dem einfachen Leben als Ausgliederung aus der hoffnungslosen, großstädtisch industrialisierten Welt. Eine Möglichkeit für einzelne, aber kein Rezept für die Gesellschaft als ganze.

Böll hat wie nur wenige Schriftsteller unser Bewußtsein seit den fünfziger Jahren mitgeformt. In den letzten Jahren ist er der Gefahr des Denkens in Schemata und der zu leicht handhabbaren Form in Epik und Hörspiel nicht immer entgangen. Die eingefahrene Form und die gefahrlose Thematik sind dabei, dem Schriftsteller Böll die härtere Wirklichkeit zu entführen. Böll wirkt zusehends wie eine Reprise seiner selbst. Er müßte, wenn er weiter schreibt, formal und thematisch auf neuen Widerstand stoßen. Adenauers Bonn und der Katholizismus der Sommerwilds sind passé. Wie wäre es mit dem Bonn Brandts, Schillers, Wehners und Ehmkes als Roman-Sujet? Ist Schmidts Bundeswehr nicht mehr die verhaßte Armee? Wie steht es mit den nicht ganz so selbstlosen und moralisch gesunden Arbeitern im Betrieb und am Wochenende? mit dem materiell übersättigten, aber seelisch hungernden auch-nur-Spießer von der Straße? mit den Utopien aggressiver Studenten, die ihr Abitur und mehr als das hinter sich gebracht haben? mit dem Problem von Wissen, Pseudoaufklärung und Information, die den Menschen so umstellt, daß er eher stumpfer und gleichgültiger wird? mit dem „Spiegel“, der nunmehr als mächtiges Magazin der von ihm gewählten Regierung nahesteht? Wer benutzt die Möglichkeit der Manipulation nicht? Wie verhalten sich die Christen des „politischen Nachtgebets“ zur Auferstehung Christi? Ist sie noch da, oder heißt sie jetzt permanente Veränderung (die es ja auch wieder nicht gibt)? Sind die Gruppeninteressen nicht größer und mächtiger als die Interessen eines individuellen Braunkohlen-Schnier?

Ist die dargestellte Welt Bölls noch die unsrige? Und war die Diagnose nicht schon damals zu einfach? Es scheint, daß Böll dieses Problem bei seiner Solschenizyn-Lektüre gespürt hat. „Eine Kathedrale unter den Romanen“, wie Böll meinte, ist „Der erste Kreis der Hölle“ nicht. Die sakrale Metapher ist ein religiöses und ein ästhetisches Mißverständnis. Solschenizyn berichtet und beschreibt auf erlebt-dokumentarischer Bandbreite ein exemplarisches Wirklichkeitsfeld dieser Zeit und mit diesem Feld eine Welt. Lager, Sträflinge, Arbeitsplätze, Zellen. Ein Labor- und Arbeitsgefängnis. In der Kategorie der Lager erste Kategorie, in den Kategorien des Menschen Hölle. Keine Freiheit zu ästhetischer „Entfernung von der Truppe“ – die es hierzulande gottseidank noch gibt. Die annähernd beliebige Ausstoßung von moralisch sich verhaltenden Menschen, die sich nicht konform zur – hier marxistisch – obrigkeitlichen Gesellschaft ver-

halten. „Verhaftete Welt“ überschrieb Böll seine Rezension. Er verwies ausdrücklich auf die gewichtigere intransitive Bedeutung des Worts. „Verhaftet sein“: seinem Land, seiner nationalen und personalen Geschichte, dem ideellen, ideologischen, religiösen Glauben, den Vorurteilen und Normen, den Menschen, die man liebt und den Gruppen, dem System von Vorder- und Hintermännern, den eigenen Gefühlen und Vorstellungen, den primitiven menschlichen Bedürfnissen. „Verhaftete Welt“, eine ausgezeichnete Formel. „Nicht versöhnt“ ist, glaube ich, zu subjektiv. Es setzt zuviel Freiheit voraus, zuviel idealische Freiheit auf der episch bloßgestellten Seite und zuviel idealische Freiheit auf der Seite des protestierenden Ich. „Verhaftete Welt“, das ist die härtere Wirklichkeit, der Widerstand des Vorhandenen, das Ich, für das man sich allenfalls noch funktional interessiert. „Verhaftete Welt“ wäre die größere, die objektivere Formel. Die Frage der Versöhnung könnte sich indirekt, durch die Hintertür oder das Souterrain einstellen. Wahrscheinlich steht heute Versöhnung, menschlich, schriftstellerisch, theologisch, nur ineins mit der Verhaftung zur Debatte, und nicht ohne ausdrückliche Frage nach der Transzendenz und den Vorstellungen von Transzendenz dieser Gesellschaft. Die Trauer Bölls? Daß der Osten den Sozialismus, der Westen Christsein verraten hat.